



Tagungsbericht

„ju-can – Ich kann, wenn es mir jemand zutraut!“

Ganzheitliche Arbeitsweltintegration für Jugendliche

22. Oktober 2010, Wissensturm Linz



1. Begrüßung

Ein Angebot, das es so in Oberösterreich noch nicht gegeben hat – so stellt Moderatorin **Anna Wall-Strasser** das titelgebende Projekt „ju-can“ vor. Seinem Ziel entsprechend war auch das Thema für die Tagung der Arbeitswelteinstieg Jugendlicher, „die es nicht leicht haben“. „Die Arbeitslosenstiftung ist da so etwas wie ein Funkengeber.“

Als Gäste begrüßten Wall-Strasser und **Christian Winkler** u. a. Soziallandesrat **Josef Ackerl**, AMS-Landesgeschäftsführerin **Birgit Gerstorfer**, Landtagsabgeordnete **Ulrike Schwarz**, **Sonja Schmöckel** Sozialministerium, **Mathias Mühlberger** Caritasdirektor und **Harald Wildfellner** Wissensturm – die VHS ist Kooperationspartner der Veranstaltung.

Da Diözesanbischof Ludwig Schwarz – so wie Sozialminister Rudolf Hundstorfer – leider nicht an der Tagung teilnehmen konnte, übernahm Generalvikar **Severin Lederhilger** die Begrüßung. Er betonte darin die Sorge um den Einstieg von Jugendlichen in die Arbeitswelt. „Die Gruppe derer, die keinen passenden betrieblichen Ausbildungsplatz bekommen, weil es schlicht zu wenige gibt, oder die aufgrund ihrer Biografie und fehlender Unterstützung durch das Elternhaus im Wettbewerb um die Plätze nicht zum Zug kommen, ist sehr groß. Wir dürfen uns nicht damit abfinden, einem Teil unserer Jugendlichen keine Zukunftschancen zu geben. Gerade in dieser sensiblen Lebensphase müssen wir ihnen vermitteln, dass sie uns wertvoll sind und, dass sie ein Teil unserer Gesellschaft sind. Es ist unsere Pflicht, ihnen die Hoffnung auf ein selbstbestimmtes Leben zu geben und zu erhalten. Ganz wesentlich betrifft das die Arbeitswelt. Aufgabe der Politik und der Sozialpartner ist es, mehr Ausbildungsplätze zu schaffen, auch im Hinblick zukünftige Bedarfe an Fachkräften.“

Neben der direkten Nothilfe – gemäß des Jahresthemas der Diözese „Um der Menschen willen“ – ist es auch wichtig, die Ursachen von Leid, Ausbeutung und ungerechter Verteilung zu analysieren und für eine sozialere, gerechtere Gesellschaft einzutreten. Beitrag der Kirche

ist die Arbeitslosenstiftung, die auch dank vieler Spenderinnen und Spender helfen kann. „Unsere Hilfe kann die öffentliche Hand nicht ersetzen. Unsere Hilfe kann im Umfang oft nur zeichenhaft sein, in der Wirkung soll sie aber immer ganz konkret den Menschen helfen. So auch mit dem Jugendprojekt ju-can, das wir, so hoffe ich, im nächsten Jahr mit finanzieller Unterstützung von öffentlichen Stellen weiterführen können.“

Alle Jugendlichen, egal welcher Herkunft sie sind oder welche Voraussetzungen sie mitbringen, brauchen einen ihren Fähigkeiten *und* ihren Bedürfnissen angepassten Ausbildungsplatz zum Einstieg in die Arbeitswelt. Das sind wir ihnen als Gesellschaft schuldig.“

2. Berichte aus der Praxis: ju-can, Projektpartner und Job Ahoi!

Einen Einblick in die Praxis des Modellprojekts gab **Iris Schwarzmayr**, eine der beiden Trainerinnen von „ju-can“. Seit dem Start im Jänner dieses Jahres haben insgesamt 17 Jugendliche teilgenommen, derzeit sind noch sechs aktiv – sie sind auch bei der Tagung anwesend und beteiligt.

Hauptziel sind die Persönlichkeitsentwicklung *und* das berufliche Weiterkommen. Es geht um Fortschritte, die auch an Erlebnissen angeknüpft sind. In Oberösterreich gibt es zwischen 500 und 1000 sogenannte „U-Boot-Jugendliche“, die von keiner Institution betreut werden und in der Arbeitslosenstatistik nicht erfasst sind. „Die wollen wir auftauchen lassen und ins Boot holen.“

Es gab 28 Erstgespräche für 10 Projektplätze, im Mai konnte auf 14 Plätze aufgestockt werden. Geboten wurden verschiedenste Module wie Theatertraining, Arbeitseinsatz im B7, Wanderreiten, Bewerbungstrainings, Wildnistage – und als Highlight eine Reise nach Paris. Das Projekt war in fünf Phasen gegliedert: Ankommen, „Vom Ich zum Wir“, berufliche Orientierung, „Wo ist mein Platz?“ und „Ich gehe einen Schritt weiter“. Wesentlich waren die Niederschwelligkeit und die Freiwilligkeit bei der Teilnahme. „Die Freiwilligkeit ist das Schöne an dem Projekt, aber auch das Herausfordernde, wenn es darum ging, trotzdem eine Verbindlichkeit herzustellen.“ Nach dem Prinzip: „Ich mute dir dein Leben zu, zum vollen Preis, den es dich kostet.“ Denn, so Schwarzmayr: „Du selbst bist der Experte oder die Expertin für dein Leben.“

Als Schattenspiel inszeniert Schwarzmayr mit einem Teilnehmer die fünf Phasen. Fast ein kleines Wunder, denn dieser hatte zu Beginn fast gar nicht gesprochen – und heute sogar auf der Bühne: „Das hat mich gar nicht gezaht. Meine Mutter hat mich hingezerrt. Zuerst kannte ich keinen und fand alle blöd“. Lachen im Publikum. Der Jugendliche erzählt darüber, wie er einen Freund für das Projekt gewinnen konnte. Als der einen Ausbildungsplatz fand,

freute er sich für ihn, war selbst aber traurig. Aber: „Ich hab was über das Leben gelernt.“ Wie es weitergehen soll? „Keine Ahnung.“

Dann wird Jenny auf die Bühne gebeten – sie ist „Mitarbeiterin des Monats“. „Ich bin sehr froh, dass ich am Programm teilgenommen hab und würd's wieder machen.“ Sie will Kosmetikberaterin werden und ist voller Zuversicht, eine Lehrstelle zu finden.

Die Jugendlichen verkauften bei der Tagung auch ihre selbstgemachte Zeitung. Der Erlös dient einer Abschlussreise.

Abschließend spricht Schwarzmayr von den Plänen über die Fortsetzung im kommenden Jahr unter dem Namen „ju-lix“ und bringt ihre Hoffnung auf ausreichende Finanzierung zum Ausdruck.

Nach ihr spricht Mediationsberater **Martin Fuhrberg**, der mit den Jugendlichen gearbeitet hat, über den „Spirit“ von „ju-can“. „Das war eine unruhige Runde.“ Er begann damit, die Jugendlichen zu fragen, wie es ihnen geht. „Eh guat. Eh ois cool.“ „Aber wie geht's dir wirklich?“ Erst da kamen Probleme zutage, erst da setzte die Selbstwahrnehmung ein. Und damit war es möglich, reflektiert zu handeln. „Also wenn mich jemand beleidigt hat, nicht gleich hingehen und den durchbeuteln.“ „Was es braucht, sind Räume, in dem sich Menschen so zeigen können, wie sie sind, mit all ihren Unzulänglichkeiten. Das führt zur Selbstachtung. Man braucht schon sehr viel Liebe für Jugendliche, um das alles mit dem Herzen zu tun.“ Wesentlich ist: „Wer, wenn nicht wir? Wann, wenn nicht jetzt?“

Als Projektpartner kommen **Hubert Gratzer** (Betriebsseelsorge), Gerhard Geissrigler (B7) und Marion Huber von der Caritas zu Wort. Gratzer wurde auch als „Ersatzpapa“ bezeichnet. „Ich kann euch sagen, wäre ich euer Vater, ich wäre mehr bei euch gewesen“, sagt dieser. „Diese jungen Menschen brauchen Raum. Es ist wichtig, dass das stattfinden kann. So ein Projekt gelingt nur, wenn die Jugendlichen merken, dass sie hier gewollt sind.“

Gerhard Geissrigler hat beim B7 das Arbeitstraining mit den TeilnehmerInnen geleitet. Gemeinsam haben sie alte Fahrräder fit gemacht oder ausgeschlachtet. „Der Montag war immer ein zacher Tag.“ Die meisten mussten überhaupt erst motiviert werden. „Die Jugendlichen lernten, pünktlich zu sein, mit dem Werkzeug sorgfältig umzugehen und, dass man zum Chef nicht ‚Oida‘ sagt.“

Marion Huber vom Projektpartner Caritas spricht über die fehlende Unterstützung durch das Elternhaus und die gute Möglichkeit, mit „ju-can“ etwas zu durchbrechen, den Jugendlichen einen Weg zu zeigen.

Teil der Tagung war auch der Austausch mit ähnlichen Projekten in Österreich. Nachdem der Vertreter des Wiener „spacelabs“ absagen musste, kam allein **Birgit Fiel** von „Job Ahoi!“ in Dornbirn hier zu Wort. Bei der offenen Jugendarbeit Dornbirn („OJAD“) geht es darum, zu schauen, was die Jugendlichen interessiert. Es gibt mobile Beratung, auch bei Konzerten am Samstag zu Mitternacht. Man engagiert etwa 120 bis 150 Bands pro Jahr. Wildsein ist erlaubt und erwünscht.

Das Projekt „Job Ahoi!“ funktioniert nach dem Prinzip „Sofort Arbeit – sofort Geld verdienen.“ Pro Woche arbeiten etwa 15 bis 18 Jugendliche geringfügig versichert mit. Sie renovieren nach dem Tagelöhnerprinzip alte Boote, die für Werften nicht mehr rentabel wären. „Das ist eine anspruchsvolle Arbeit, die Selbstwert vermittelt.“ Da das Angebot relativ wenige Mädchen angesprochen hat, wurde ein eigenes Projekt für Mädchen entwickelt, bei dem in Zusammenarbeit mit Designern sehr lässige Taschen gemacht werden. Es gibt wenige Regeln: keine Drogen, keine Gewalt.

3. Vorträge

Bedürfnisse von Jugendlichen beim Einstieg in die Arbeitswelt

Beate Großegger, Leiterin des Instituts für Jugendkulturforschung in Wien beginnt mit dem Hinweis, dass die Grundproblematik an der Linie „Gesellschaft und Integration“ liegt. Sie stellt fest, dass die sozialen Bruchlinien schärfer werden. „Die Teenager-Jahre sind die Zeit der Eingemeindung. Erwachsene erwarten, dass Jugendliche Fuß fassen. Das ist aber gar nicht so leicht.“ Großegger spricht von „Modernisierungsrisiken“ – „Es gibt viele Optionen, aber keiner nimmt ihnen die Entscheidung ab.“ Die Globalisierung betrifft natürlich auch die Jugendlichen. Soziale Beziehungen werden zur Marke. Daraus entstehen neue Problemlagen: „Immer mehr Jugendliche erleben ihre Jugend abseits der idealen Normalbiographie.“

„Es geht nicht um *die* Jugendlichen. Wir haben Zwölfjährige mit Burn-out-Syndrom, motivierte arbeitslose Akademiker und bildungsferne Menschen ohne Perspektive. Das ist ein differenziertes Problemfeld. Es geht um soziale Ausgrenzung, um Jugendliche im sozialen Niemandsland. Das bedeutet nichts anderes, als dass die Jugendlichen das Gefühl haben, an den Erwartungen zu scheitern. Besonders jene an den Randlagen, wo Armut in jeglicher Hinsicht herrscht. Hier dürfen sie von den Eltern wenig Unterstützung erwarten. Sie fühlen sich festgehakt in einem Motivationsloch, aus dem sie sich alleine nicht herausziehen können.“

Die breite Mittelschicht bröckelt, die Kanten werden schärfer. „Exklusion ist ein Prozess, der in der Mitte der Gesellschaft beginnt.“ In Deutschland spricht man vom „abgehängten Prekariat“, die klassische Unterschicht. Jugendliche leben in einer „Drei-Drittel-Gesellschaft“,

bei der die untere und die Mittelschicht ein Drittel ausmachen. Laut der soeben veröffentlichten aktuellen Shell-Studie über Jugendliche herrscht auch hier nach wie vor Zukunftsoptimismus. Jedoch ist die Angst vor Arbeitslosigkeit manifest. Hier gibt es schichtabhängig markante Unterschiede: „Der Optimismus nimmt von oben nach unten ab.“ Abstiegsangst macht sich breit.

„Kinder und Jugendliche waren in der Forschung lange kein Thema. Da müsste man genauer hinschauen.“, sagt Großegger, die über die geringen Forschungsmittel auch in Österreich klagt.

„Im Regelfall reagieren Jugendliche mit Resignation, sie klinken sich aus.“ Es kommt zu einem Zusammenbruch von Zeitstrukturen und zu sozialer Entbettung. Großeggers hat mit zahllosen Jugendlichen gesprochen und bringt Beispiele: Die 19-jährige Hilal sagt, „Ich habe in letzter Zeit so zugenommen. Ich esse immer aus Langeweile.“ Sie ist Kind von Zuwanderern, ihre Eltern hatten nie Zugang zu höherer Bildung. So bleibt sie den ganzen Tag zuhause und macht nicht viel außer fernzusehen und zu essen. Der sechsjährige Simon schildert seinen Tagesbeginn: „Ich wache auf und gehe zu meiner Mutter. Dann gehe ich in mein Zimmer ein bisschen fernsehen. Nach einer Zeit gehe ich wieder zu meiner Mutter und frage sie, ob ich mir etwas aus dem Kühlschrank nehmen darf.“ Der 14-jährige Christian sagt: „Meine Lieblingsbeschäftigung ist Fernsehen und ab und zu schlafe ich auch gern.“ Er sieht täglich bis zu neun Stunden fern. Verena, 22: „Ich gehe ins Internet. Ich tu' immer chatten, so Flirt-Chats. Nicht um jemanden aufzureißen, sondern um nicht alleine zu sein.“

Großegger spricht von „Sozialhilfekarrieren in zweiter Generation“. Ein bildungsfernes Herkunftsmilieu ist ein besonderer Risikofaktor. „Wir Inkludierten müssen die Perspektive ändern, mit den Augen der Jugendlichen sehen lernen. Selbstverwirklichung im Job ist kein großes Thema; für diese Jugendlichen ist Arbeit nicht mehr als Existenzsicherung – sie suchen ihre Bestätigung in der Freizeit. Das muss man akzeptieren. Jugendliche wollen aber eine Arbeit, die aufwertet und spannend ist. Sie sind aber nicht von heute auf morgen im ersten Arbeitsmarkt zu integrieren.“

Großegger warnt davor, hier nichts zu tun und fordert ressourcenintensive politische Maßnahmen. „Was passiert, wenn nichts passiert:“

1. Passiv-resignative Jugendliche: Junge Menschen fühlen sich ihrem Schicksal ausgeliefert und „verinseln sozial“. Die muss man abholen und in der Betreuung bei ihnen bleiben.
2. Paradox-lebenszufriedene Jugendliche: „Die sind noch irritierender. Sie richten sich in alternativen Systemen ein.“ Sie bestreiten ihre Existenz mit einem Mix aus Wohlfahrtsleistungen und Underground-Handel, etwa mit Drogen.

Die 19-jährige Hilal etwa kann auch Gutes entdecken: „Ich hab auch keine Pflichten.“ Eine andere Jugendliche: „Ich will eine Wohnung. Das wichtigste ist eine Badewanne mit Whirlpool.“

Großegger fordert:

1. Maßnahmen politisch nicht über die Köpfe der Jugendlichen hinweg treffen, sondern bedürfnisorientiert
2. Intensive Betreuung
3. Hilfe über die traditionellen Institutionsgrenzen hinweg.

In die gleiche Kerbe schlägt der Psychologe und Psychotherapeut **Werner Leixnering**, Leiter der Jugendpsychiatrie in der Landesnervenklinik in Linz. Er erzählt vom 17-jährigen Karl, der als Kind schon speziellen Förderbedarf hatte. „Er war ungeschickt, aber er hatte seinen Stolz, besonders wenn er ein Produkt herstellen konnte, von dem die anderen etwas hatten. Er konnte sich motivieren, wenn andere ihn ermutigt hatten.“ Das lässt ihn an „ju-can“ denken: Ich kann, wenn es mir jemand zutraut.

Bei seiner eigenen Arbeit gilt: „Wir denken sehr biographisch; das Spannende ist, die individuelle Biographie im Auge zu haben – das erklärt das Handeln eines Menschen.“

Beim Einstieg in das Arbeitsleben geht es auch um den Aufbau von „peer-Groups“. „Wir dürfen nicht so tun, als ob der Mensch eine Maschine wäre, abgetrennt von anderen Bezügen.“ Bei Jugendlichen geht es etwa auch noch um körperliche Veränderungen oder um die Rollenentwicklung. „Wir sind von starren Formen abgekommen, aber damit müssen sie klarkommen.“ Dazu kommt die Beziehungsebene, etwa die Ablösung von den Eltern und das Eingehen neuer Verbindungen. Jugendliche kriegen oft gar nicht mit, was das Problem mit ihnen ist – denn sie haben schon kapiert, dass etwas grundsätzlich nicht in Ordnung ist und schnell reagiert.

Jugendliche arbeiten an ihrer Selbsterkenntnis und an ihrer Zukunftsperspektive. Das wird für junge Menschen immer früher ein Thema. „Sie brauchen Hilfe, Widerstandskraft zu entwickeln gegen das Spannungsfeld, in dem wir alle stehen.“ Die Familie hat als positives Rollenvorbild eine große Rolle, nicht zu unterschätzen sind aber auch Mentoren, „Paten“ als Bezugspersonen außerhalb der Familie. Die Vorbildwirkung an sich ist klar. Seit sich zeigt, dass Erwachsene weniger rauchen, rauchen auch Jugendliche weniger. Für die Arbeitswelt gilt, dass Jugendliche ein „entwicklungsförderndes Lehrverhältnis brauchen“.

Was brauchen junge Menschen wegen welcher Probleme? „Die häufigsten psychischen Probleme bei Jugendlichen sind Angststörungen, nicht Gewalt oder Ähnliches. Dann kommen depressive Verstimmungen, Impulsivität, der Umgang mit Substanzen und die Frage nach dem Sinn des Lebens – in Zusammenhang damit auch Suizid.“

Was also brauchen Jugendliche wirklich?

- Bindung
- Akzeptanz („Es wird viel geredet, aber nicht, wenn's um Eingemachte geht“)
- Toleranz
- Gesundheit
- Individuelle Begegnungen (s. ju-can, Job Ahoi!)
- Reizfilter
- Unterstützung beim Erlernen von Impulskontrolle
- Junge Menschen müssen an der Hand genommen werden
- Hilfe bei Kompetenzerwerb in schwierigen Situationen
- Einen geeigneten sprachlichen Umgang: „Unsere Kinder müssen sprechen lernen!“
- Begleitete Kompetenzerfaltung im Umgang mit Medien und Substanzen
- Zielorientierte Tätigkeiten mit sozialem Mehrwert

4. ExpertInnenrunde: „Ganzheitliche Arbeitsweltintegration konkret“

„Wir müssen nur wollen“ zitiert Moderatorin Anna Wall-Strasser den Titel eines Songs der Band „Wir sind Helden“. „Stimmt denn das für die Jugendlichen? Müssen die sich nicht einfach nur mehr bemühen?“

„Die können nicht wollen!“, sagt „ju-can“-Trainerin **Babara Ecker-Derflinger**. „Es fehlen die Bedingungen der Möglichkeit – wie soll man aus dem Nichts Etwas machen?“ Dem stimmt **Markus Feichtinger** von der KJ zu. „In unserem Schulsystem, das in der Krise ist, gehen diese Jugendlichen unter.“ Es gebe viele unter ihnen, die kinästhetisch sehr begabt sind, das System geht darauf aber nicht ein. **Beate Großegger** spricht von der „Angst vor Leuten, die nicht der eigenen Norm entsprechen.“ **Werner Leixnering** wiederholt, dass das Produkt der „Weg zu einer wirklichen Teilnahme“ ist. „Das ist ganz wichtig, das hat etwas mit Sicherheit zu tun.“ Ängste und Sorgen gebe es auf beiden Seiten. „Die Zukunft besteht im Wissen, dass es immer Menschen geben wird, die anders sind und ihren Platz in der Gemeinschaft brauchen.“ **Birgit Fiel** fragt sich: „Kann denn so eine Uniformiertheit Ziel sein? Wenn ich mir Firmenbilder anschau, sehen alle gleich aus, die haben oft sogar den Scheitel auf der gleichen Seite. Viele Unternehmer sagen ‚Nimm einmal das ganze Blech aus dem Gesicht, dann sehen wir weiter.‘“

Babara Ecker-Derflinger fragt sich, warum es denn so schwierig ist, solche notwendigen Projekte zu unterstützen. „Was Beate Großegger aus der Forschung erzählt, das erfahre ich zu 100 Prozent in der Praxis. Das AMS könnte sich durch rechtzeitige Investitionen ihre zukünftige Stammkundschaft ersparen. Eigentlich müsste man im Kindergarten anfangen. Da fehlt noch das Bewusstsein.“

Anna Wall-Strasser fragt die Runde, wer sich denn in der Öffentlichkeit für diese Themen interessiert. „Der Institutionalisierungsgrad ist trotz öffentlichen Interesses gering“, sagt Großegger. „Es gibt kaum ausfinanzierte Strukturen.“ Werner Leixnering: „Es gibt durch die Veränderungen in der Arbeitswelt Potenziale, etwa bei der Corporate Identity – Firmen, die das als Teilaufgabe sehen. Die Wirtschaft muss sich generell sehr überlegen, wie der Berufseinstieg für Jugendliche aussieht. Junge Menschen müssen besonders qualifiziert werden.“

Birgit Fiel fordert mehr Flexibilität – „aber nicht immer nur auf Seite der Jugendlichen! Es sind auch Unternehmen und Institutionen gefordert.“ Markus Feichtinger weist darauf hin, dass es in Oberösterreich etwa 11.000 Jugendliche ohne Ausbildungs- und Arbeitsplatz gibt, dazu kommen noch die „U-Boot-Jugendlichen“: „Für die gibt's nichts. Land und AMS müssen diesen Bedarf wahrnehmen. Die Ausbildungsgarantie ist positiv, aber was ist mit den 4000 jungen Erwachsenen, die schon ausgebildet sind? Denen fehlen die Perspektiven.“

„Das U-Boot-Sein beginnt ja schon in der Schule“, sagt Leixnering. Er erachtet ein Schulsozialprojekt in Gmunden, bei dem AMS, Schule und Sozialministerium zusammenarbeiten, als vorbildlich. Die Zukunft bestehe in einer „aufsuchenden Schule“. „Es gibt viele Jugendliche ohne Grundrechnungsarten, die können auch nicht sinnerfassend lesen. Was ist an denen bloß all die neun Jahre lang vorbeigegangen?!“ fragt sich Fiel. „Wir denken darüber nach, wie wir die Feuerwehr ausstatten, aber nicht darüber, was die Jugendlichen brauchen“, zitiert Wall-Strasser. „Darum heißt es bei ju-can auch, ich gebe dir meine Hand. Es geht um die Begleitung bei der Lebensschule“, sagt Ecker-Derflinger. Feichtinger: Das sind ja nicht alles Sozialfälle, sondern Leute, die ihren Lehrabschluss mit Auszeichnung machen und etwas für die Gesellschaft leisten wollen.“

5. Der „ju-can“-Film

Ein Höhepunkt der Tagung war die Präsentation des Filmprojekts der „ju-can“-TeilnehmerInnen, die den fertigen Film selbst noch nicht gesehen hatten und sich über den großen Applaus für das gelungene, ziemlich professionell gemachte Porträt sichtlich freuten. Der Film ist zum Teil ironisch, zum Teil berührend – etwa wenn Barbara Ecker-Derflinger darüber spricht, dass manche das ohnehin schon so niederschwellige Angebot nicht annehmen können. „I waaß ned, wos i ma wünsch – a scheenas Leben vielleicht“, sagt eine der Darstellerinnen.

AMS-Landesgeschäftsführerin Birgit Gerstorfer bietet den Jugendlichen nach der Vorführung an, den Film bei Einschulungen im AMS vorzuführen.

6. Podiumsdiskussion mit VertreterInnen von Politik und Förderstellen

Die Kritik an der mangelnden Finanzierung und am reformbedürftigen Bildungssystem prägt auch die Diskussion mit VertreterInnen von Politik und Förderstellen. Anna Wall-Strasser steigt mit der Frage ein: „Wer ist denn zuständig für die Jugendlichen?“

„Prinzipiell gehöre ich der Reparaturwerkstatt an, also der Schattenseite des Lebens“, sagt Soziallandesrat **Josef Ackerl**. „Ich bin am wenigsten zuständig, aber ich nehme mich an, weil es die anderen nicht tun.“ Er kritisiert, dass bei der Tagung keine Vertreter des Jugend- oder Wirtschaftsressorts anwesend sind. „Es ist bestürzend, dass wir da keinen gesellschaftlichen Grundkonsens zusammenbringen.“ „Es nimmt jedes Jahr zu. Es wird künftig mehr Jugendliche geben, die es nicht in die Arbeitswelt schaffen. Unsere Instrumente reichen vielleicht, aber das Geld nicht. Der erste Hebel für ein gelingendes Leben muss schon im Kindergarten ansetzen, aber das wirkliche Problem beginnt mit der Schule. Für viele Kinder bedeutet sie nicht Beurteilung, sondern Verurteilung. Und das sind dann auch die, bei denen später der Einstieg ins Berufsleben nicht funktioniert. Wir leben in einer kranken politischen Verfassung. Wir haben ein Bildungssystem, das der Elitenbildung dient. Da wird vielen Kindern die Erfüllung individueller Bedürfnisse und die Selbstbewusstseinsbildung vorenthalten. Die nach der Krise freiwerdenden AMS-Mittel müssten jetzt in Qualifizierung und die grundsätzliche Ermöglichung gesteckt werden. Wir brauchen mehrere 100 Millionen Euro für den Umbau in der Arbeitswelt, etwa im Bereich der Pflege.“

Birgit Gerstorfer, die neue AMS-Landesgeschäftsführerin: „Natürlich sind wir zuständig; es ist unsere Aufgabe, dass wir Mensch und Arbeit zusammenbringen. In Wahrheit sind aber auch wir eine Reparaturwerkstätte. Wir wissen, wie viele Jugendliche nicht registriert sind. Die Frage ist, wie gelingt es dem AMS, die auch zu erreichen. Denn das Ausbildungsangebot steht, das ist eine Garantie.“ Gerstorfer plädiert dafür, nicht von „Maßnahmen“ des AMS zu sprechen, sondern vom „Angebot“. Wir sind aufgefordert, bedürfnisorientierte Angebote zu machen. Wir sind für jeden Verbesserungsvorschlag offen. Wir sind da, um politische Aufträge auszuführen. Aber momentan werden unsere Mittel verknappt.“

Rudolf Riegler von der Lehrlingsstelle der Wirtschaftskammer Oberösterreich: „Zuständig sind im Endeffekt alle. Wir leben in einer Geiz-ist-geil-Gesellschaft, das hat seinen Preis. Wir haben ja trotz der Wirtschaftskrise einen Facharbeitermangel. Betriebe bilden nicht aus, weil sie sich das nicht leisten können oder wollen.“ Dabei geht Potenzial verloren. Riegler hat die „ju-can“-Jugendlichen in der Mittagspause der Tagung beobachtet. „Die waren die Cleversten. Während sich draußen beim Büffet alle an den Stehtischen drängten, haben sie sich hier im Saal einfach den Tisch freigemacht und Sessel dazugestellt.“ „Ein junger Mensch darf Fehler machen. Es sind Stellen offen, traut euch!“ rät er ihnen. „Der Idealfall wäre, wenn wir alle nicht hier sein müssten. Aber wir müssen mehr investieren.“

Dem entgegnet Iris Schwarzmayr: „ju-can ist ein Bildungs- und Sozialprojekt. Da ist eine Bewerbung für unsere TeilnehmerInnen oft einfach noch nicht dran. Etwa das Mädchen, das in der ufo-Notschlafstelle lebt. Ihre Oma ist gestorben, das letzte Familienmitglied, mit dem sie geredet hat – der kann ich nicht raten, trau' dich, und schreib deine bunten Hobbies in die Bewerbungsunterlagen.“

Jürgen Michlmayer von der Oberösterreichischen Gewerkschaftsjugend findet die österreichische Bildungsdebatte derzeit „grauenhaft“. „Es fehlt eine Ganztagsbetreuung; Talente werden nicht gefördert. Dabei ist Bildung die Basis gegen Arbeitslosigkeit. Wir müssen endlich Jugendliche in den Mittelpunkt stellen. Bildungsferne werden immer mehr herausselektiert. Ein duales Ausbildungssystem wäre eine Prophylaxe. Dafür bekommen Betriebe ja auch eine Förderung.“ „Wir haben auch ein Medienproblem – die interessieren sich für Komasaüfer etc., aber dafür nicht. In Wirklichkeit werden wir 2015 nicht über Piercings und orange Haare reden, sondern darüber, wo ihr die Jugendlichen herkriegt.“

„Wir möchten für die Jugendlichen zuständig sein, die in den Zwischenräumen sind“, sagt **Christian Winkler**, Geschäftsführer der Bischöflichen Arbeitslosenstiftung. „Deswegen gibt es ju-can. Wir haben Rücklagen aufgelöst, um das Projekt umzusetzen. Ich wünsche mir, dass wir im nächsten Jahr damit fortfahren können – derzeit ist etwa die Hälfte davon finanziert. Leider gibt es keine Förderung vom Wirtschafts- und Jugendressort des Landes.“

„Wir dürfen Jugendliche nicht schon am Beginn ihres Arbeitslebens zurückweisen. Die Gruppe derer, für die wir keinen Platz haben, ist nicht marginal. Wir Inkludierten dürfen keinen Teil der Gesellschaft zurücklassen. Gesicherte Teilhabe ist eine Voraussetzung gelungener Integration“, schließt Winkler.

Das Jugendprojekt ju-can der Bischöflichen Arbeitslosenstiftung wird gefördert von:

Arbeitsmarktservice OÖ



Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz



bmask

BUNDESMINISTERIUM FÜR
ARBEIT, SOZIALES UND
KONSUMENTENSCHUTZ

Land OÖ Sozialressort



Besten Dank!!